This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

University of Wisconsin
LIBRARY
Class W
Book .1F91

Ueber die

Entstehung und Entwicklung des Gefühls

für

das Romantische in der Natur.

Herrn Professor K. Lehrs

zu

seinem 50jährigen Doctorjubiläum

am 7. März 1873

überreicht

von

Ludwig Friedlaender.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1873.

+3074
10 S'97
W
·1F91

Mein hochverehrter Lehrer und Freund!

Zu Ihrem Jubiläum wollte auch ich nicht gern mit leeren Händen kommen, aber ich habe Ihnen freilich nichts zu bieten als diese bescheidene kleine Studie, deren einzige Berechtigung, Ihnen an diesem Tage dargebracht zu werden, darin liegt, daß sie durch Sie veranlaßt ist. Bei unsern Gesprächen über das unerschöpfliche Thema des Naturgefühls äußerten Sie sich von dem, was ich in meinen Darstellungen aus der römischen Sittengeschichte über den Gegensatz zwischen antikem und modernem Naturgefühl gesagt habe, nicht befriedigt. Ich habe nun die Entstehung und Ausbildung des letztern, so viel mir möglich war, verfolgt, und bin dadurch zu einer etwas andern Ansicht gekommen, von der ich

hoffen darf, daß sie Ihnen annehmbarer erscheinen werde als meine frühere. Nehmen Sie also neben so vielen werthvollen Gaben, die Ihnen heute dargebracht werden, auch diese Kleinigkeit mit gewohnter freundlicher Nachsicht auf!

Ihr treu ergebener

L. F.

Daß die Ausdehnung des Begriffs der Naturschönheit auf das rauhe, düstre und öde, das phantastische und wilde, endlich das furchtbar erhabene dem Alterthum und Mittelalter fremd gewesen ist, darf als erwiesen angenommen werden. Doch wenn auch diese Richtung des Naturgefühls den hochcultivirten Nationen im großen und ganzen fern gelegen hat, konnten nichtsdestoweniger zu allen Zeiten einzelne den Erscheinungen der Natur mit demselben Blick und demselben Gefühl gegenüber stehn, wie gegenwärtig die überwiegende Mehrzahl der gebildeten im mittlern und nördlichen Europa.

Hauptsächlich werden es immer die Künstler gewesen sein, deren gestaltender Blick die Schönheit der Natur auch in solchen Scenen erfaßte, wo sie profanen Augen verborgen blieb; und die so ihrer Zeit weit vorausgreifend Gebiete des Naturgenusses entdecken konnten, die vielleicht erst Jahrhunderte später Gemeingut wurden. Um so mißlicher ist es auf das herrschende Naturgefühl einer Zeit aus künstlerischen Darstellungen allein zu schließen. Sichrere Anhaltspunkte für seine Erkenntniß dürften die Schilderungen der Dichter bieten, die sichersten aber wol die von Reisenden, welche um des Genusses und der Ausbildung willen reisten, gewählten Ziele.

Auch W. H. Riehl hat in seiner an feinen und belehrenden Bemerkungen reichen Abhandlung „über das landschaftliche

Auge“ [1]), wie mir scheint aus der Landschaftsmalerei zu weit gehende Schlüsse auf das Naturgefühl überhaupt gezogen. Er geht von den völlig entgegengesetzten Richtungen der Landschaftsmalerei in der Wahl und Behandlung der Stoffe bis ins 16. Jahrhundert einerseits und in den letzten drei Jahrhunderten andrerseits aus. Die ältern Meister lieben es phantastische Gegenden voll steiler, schroffer Berge darzustellen: die Landschaften des 17. Jahrhunderts streben in die Breite. Der Blick jener war auf die einzelnen Erscheinungen gerichtet, diese suchen je länger je mehr die Naturscenen als Ganzes zu fassen und wiederzugeben. Die ältern Landschaften mit ihrer unendlich fleißigen, fast mikroskopischen Ausführung der Einzelnheiten sind wie mit dem Blick des Fernsichtigen, die modernen wie mit dem des Kurzsichtigen gemalt. Jene sahen die Formen der Landschaft in hellster Beleuchtung, scharf umrissen, mehr objectiv: diese sehen sie im Reflex ihrer eigenen Stimmung, in dem alle Einzelnheiten verschwimmen, oder doch eine zum Ganzen stimmende Färbung erhalten, also mehr subjectiv.

Wenn nun aber die mittelaltrigen Maler „ihren Geschichtsstücken und Brustbildern keine schönern Hintergründe geben zu können glaubten, als indem sie möglichst abenteuerliche, zackige Berge und Felsformen einschoben“, so folgt daraus allein schwerlich, „daß man damals die wild zerrissene kahle Gebirgsnatur für ein Urbild landschaftlicher Schönheit hielt“ [2]). Mindestens würde der Mangel an Empfänglichkeit für die Schönheit der Gebirgsnatur, welchen die Poesie und die Reisen des Mittelalters im großen und ganzen betrachtet zeigen, annehmen lassen, daß jene Richtung des Naturgefühls auf die Künstlerwelt beschränkt gewesen

1) Culturstudien aus drei Jahrhunderten. 2. Aufl. 1859 S. 57.
2) A. a. O. S. 59 f.

sei. Aber sollte nicht vielmehr bei den ältern Malern jenes „phantastisch-romantische Kunstideal" der Landschaft ganz allein aus dem Streben hervorgegangen sein, die dargestellten Scenen und Personen aus der Wirklichkeit in eine poetische Welt zu entrücken? Sollten also diese Darstellungen der Natur nicht geradezu als Schöpfungen einer dichterischen Phantasie anzusehen sein, die gar nicht der Anschauung der Wirklichkeit entstammen, sondern sich sogar geflissentlich von ihr entfernen? Wenn selbst niederländische Historienmaler, wie Johann von Eyck und Memling dergleichen zerklüftete Felsblöcke und schroffe Bergspitzen (die sie vermuthlich nie gesehn hatten) gern in ihre Hintergründe aufnehmen; wenn auf einem niederdeutschen Bilde Cöln mit zackigen Felsgruppen umgeben ist; wenn auf ältern Holzschnitten das Paradies „als eine wirkliche, hochanstrebende Wüstenei erscheint, wo dem Adam überhangende Felsblöcke in den Weg treten" [1]: so ist in dem allen doch schwerlich ein wirkliches Verständniß der Gebirgsnatur, ja auch nur eine Kenntniß derselben zu finden, sondern das je länger je mehr konventionell gewordene Ideal der „heroischen" Landschaft, die für einen großen Kreis von Gegenständen als allein passend galt. Wenn man nun aber auch fand, daß diese phantastischen Formen zunächst für Scenen der heiligen Geschichte und Legende, dann auch für andre den angemessensten Hintergrund bildeten, so galten sie deßhalb noch nicht nothwendig in der Natur für schön. Es dürfte sich sogar fragen, ob selbst in der Zeit, wo man das phantastische in der Natur als „romantisch" bezeichnete, gleich anfangs mit diesem Ausdruck der Begriff des malerisch schönen, wie gegenwärtig, unzertrennlich verbunden war [2].

---

1) A. a. O. S. 60 f.

2) Vergl. den Zusatz am Schluß.

Von Reisenden sind Gebirgsländer um ihrer Naturschönheit willen schwerlich vor dem 18. Jahrhundert aufgesucht worden: aber auch in den Beschreibungen derer die genöthigt waren sie zu durchreisen, wird man vor dieser Zeit vielleicht nirgend Empfänglichkeit für die Schönheit der Gebirgsnatur finden. Ein Hauptziel der großen Reisen des Mittelalters war das heilige Land, die deutschen Pilger dürften in der Regel den Weg durch Tirol genommen haben; besonders seit Herzog Sigismund von Oesterreich bald nach 1480 den sehr gefährlichen (noch jetzt so genannten) Kuntersweg zwischen Brixen und Bozen in eine bequeme Fahrstraße verwandelt hatte [1]). Der Ulmer Predigermönch Felix Fabri, der diesen Weg auf seinen beiden Pilgerfahrten ins heilige Land 1480 und 1483 vor und nach dem Bau der neuen Straße viermal zurücklegte, sagt über die Alpen folgendes: „Obwohl aber die Berge selbst schrecklich (horribiles) sind und starrend von der Kälte des Schnees oder der Gluth der Sonne, und bis in die Wolken sich mit ihrer Höhe erstrecken, so sind doch die Thäler unter ihnen anmuthig (amoenae), fruchtbar und überreich an allen Köstlichkeiten (deliciae) der Welt, wie das Paradies. Dort wohnen Menschen und Thiere in größter Menge, und fast alle Metalle werden in den Alpen ausgegraben, besonders Silber" [2]).

In den Reise- und Länderbeschreibungen des 16. und 17. Jahrhunderts dürfte die Empfindung des Grausens die einzige oder doch vorwaltende sein, die gegenüber der furchtbaren Majestät des Hochgebirges zum Ausdruck kommt. So fühlte Sebastian Münster sich „bis in die Knochen und das Herz erzittern" als er auf dem Gemmipaß stand; in seiner Beschreibung der Schweiz

1) Fel. Fabri Evagatorium I (Bibliothek d. litter. Vereins zu Stuttgart Bd. II) p. 71. Evag. III (Bibl. Bd. IV) p. 144.

2) Evag. III p. 443.

bezeichnet er Thäler und angebaute Ebenen als „hübsch“ und „lustig“, hohe Berge und Felsen als „grausam“ und „erschröcklich“ [1]). Dieselbe Richtung des Naturgefühls zeigt sich in den Schilderungen des Ulmers Samuel Kiechel [2]), welcher auf seinen großen Reisen (deren Hauptziel das heilige Land war) unter andern Preußen, Schweden und Polen besuchte, die Schweiz aber nicht berührte; die Rückreise aus der Levante machte auch er über Venedig und Tirol. Auch ihm war das Gebirge mit seiner Unwegsamkeit und Unwirthlichkeit der Gegensatz zu der „schönen Landschaft“. So z. B. von der Gegend bei Aleppo: „den 18 büs bü guetter zeütt von do hünweg höbt sich an steiniger böserr weeg, dann wür büs doher nicht allein gueten weeg, sondern auch von damandt aus mehrtheils in schöner, öbner und fruchtbarer und guetter Landschaft reuseten. Ohngevahr umb mittagzeutt kamen wir an ein sehr hoch gebürg, do büe föllsen so gerad vor einem uffstöhn als büe mauren, daß ich gedachte, wüer konten nicht fernerr kommen — und wehrett solcher enger weeg zimlich lanng. Oben gehen büe fölsen oder berg so nahent zusammen, daß einer von einem fölsen zum andern springen kahn; ein sehr abscheulich passasch oder durchzug.“ Er rühmt Damascus als eine „fürtreffenliche, sehr alte, schöne und lustüge statt, nicht von gebey oder züerde der häuserr, sondern vülmehr büe gelegenheutt des orts auch umbligender fruchtbarer und gutter landschaft halber, wüe auch abondantia des frischen wassers und flüesender bäch; an der gögne gelegen, do Cain seinen bruderr Abell solle erschlagen haben, und mag wol paradisum terrestre lusts und fruchtbarkeit halber genanntt werdenn“ [3]). Dagegen

1) S. Münster's Cosmographei (1544) vgl. Darst. aus d. S. G. II² 136, 4.

2) Bibliothek des litter. Vereins in Stuttgart, Bd. LXXXVI.

3) A. a. O. S. 274—276.

„nicht über ein ſtund wegs von der ſtatt höbt ſich gleich das gebürg an, gögen berg unluſtigen böſen weeg;" vom Libanon ſagt er nichts als „rauher und ſteiniger weg"[1]). Ihm war immer am wohlſten in weiten gartenartig angebauten Ebenen; ſo lobt er die „ſchöne Landſchafft" um den Haag („ein mechtig luſtig Ort") „bis gehn Delft"[2]); die Gegend von Verona bis Mantua als „ſehr ſchöne öbne fruchtbare und guette Landſchaft"[3]). Ueberhaupt war für ihn die lombardiſche Ebene ein Ideal ſchöner Landſchaft. Er ſagt vom Nil, es ſei auf ſeinen beiden Seiten „ein iberaus ſchöne luſt, daß ich vermeine, do es von Chriſten bewohnet were, ſollte es ein ſo kurzweiliger luſtüger paſſaſch ſein, als wol von Padua gehn Luza, Fuſina gegen Vönedüg zu"[4]).

Wenn aber das in der Anſchauung der Ebene erzogene Naturgefühl der Bewohner des Flachlands vor der Wildheit und Furchtbarkeit der Gebirgswelt zunächſt zurückſchauderte, und für ſie eine Gewöhnung an dieſe neuen Eindrücke um ſo ſchwerer war, je mehr deren Aufnahme durch die Gefahren und Mühſeligkeiten der Gebirgsreiſen beeinträchtigt wurde, ſo gibt es ein ſehr merkwürdiges Zeugniß aus dem 16. Jahrhundert, daß die Bewohner der Gebirgsländer ſich ſchon damals ſehr wohl ein volles Verſtändniß auch für dies Gebiet der landſchaftlichen Schönheit bilden konnten, in dem eine lange Gewohnheit ſie heimiſch gemacht hatte. Oſenbrüggen theilt in ſeiner „Entwicklungsgeſchichte des Schweizreiſens" aus dem Brief des Konrad Geßner an einen Glarner Freund „über die Bewunderung der Berge" (de montium admiratione — 1541) eine Aeußerung eines Enthuſiasmus für die Großartigkeit und Herrlichkeit des Hochgebirges mit, der auch in unſern Tagen kaum überboten

1) A. a. O. S. 324 f.
2) S. 16 f. 3) S. 237. 4) S. 342.

werden könnte[1]). „So lange mir Gott Leben schenken wird," schreibt Geßner, „habe ich beschlossen, jährlich einige Berge oder doch einen zu besteigen, theils um die Gebirgsflora kennen zu lernen, theils um den Körper zu kräftigen und den Geist zu erfrischen. Welchen Genuß gewährt es nicht, die ungeheuern Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben! Wie stimmt es zur Andacht, wenn man umringt ist von den Schneedomen, die der große Weltbaumeister an dem einen langen Schöpfungstage geschaffen hat! Wie leer ist doch das Leben, wie niedrig das Streben derer, die auf dem Erdboden umher kriechen, nur um zu erwerben und spießbürgerlich zu genießen! Ihnen bleibt das irdische Paradies verschlossen." Von den Bergen war es der Frackmont (mons fractus, Brocken) oder wie er auch damals schon genannt wurde „der Pilatus", der in jener Zeit viel berühmter als der Rigi, Geßner besonders anzog und von ihm bestiegen wurde. „Seine Beschreibung des Pilatus ist 1555 gedruckt und beigegeben eine andre Schilderung des Bergs von Johannes du Choul, wie auch eine Besingung des dem Pilatus ähnlichen Stockhorns in heroischen Versen von J. Rhellicanus."

Aber freilich scheint selbst in der Schweiz diese Empfänglichkeit für den Reiz der Bergwanderungen damals noch vereinzelt gewesen zu sein, selbst in den folgenden Jahrhunderten war sie nichts weniger als verbreitet. Jacob Scheuchzer (1672—1738), der Geßners „Bewunderung der Berge" in seine große „Naturgeschichte des Schweizerlandes" aufnahm, im Anfange des 18. Jahrhunderts von Schülern und jungen Freunden begleitet alljährlich eine Schweizreise machte und das Bergsteigen dringend

1) Osenbrüggen Wanderstudien in der Schweiz (1867) I 1—78, vgl. S. 3.

empfahl, mußte (1702) bei einem Freunde in Einsiedeln anfragen, „wie und durch welche Gebirge man von Einsiedeln nacher Altorf kommen könnte? ob kein andrer Weg als nacher Schwyz und Brunnen? und wie weit man bis nacher Ury rechne? so auch wie weit von Einsiedeln der Aubrig oder Albrig, so gegen Lachen oder dem Weggithal sich zeiget"? Man sieht, die jetzt allgemein bekannten Thäler und Berge waren es damals durchaus nicht. Auch der „Mercurius Helveticus fürstellend die denk- und schauwürdigsten Anmerkungen und Seltsamkeiten der Eydgenoßschaft durch Jo. Jacob Wagner" (1688) „wandert von Ort zu Ort in der Ebene, die Berge besteigt er nicht" [1].

Als im 16. Jahrhundert das Touristenthum entstand [2], war das Augenmerk der Reisenden weit mehr auf Erwerbung nützlicher Kenntnisse als auf Genuß gerichtet: nur der erstere Zweck konnte Unternehmungen gerechtfertigt erscheinen lassen, die damals so viel schwieriger, kostspieliger und gefahrvoller waren. Aus den Briefen des Justus Lipsius (1547—1606) geht hervor, daß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Reisen als wesentliches Bildungsmittel für junge Männer besonders von Adel allgemein anerkannt waren; er schreibt 1578 aus Antwerpen an Philipp Lanoy in Douai, dessen Entschluß nach Italien zu gehn er höchlich billigt [3]: „Sowohl im Alterthum als in unsrer Zeit sind große Männer gewöhnlich auf Reisen gegangen." Aber man muß es nicht bloß zum Vergnügen, sondern auch mit Nutzen thun; von jenem zu sprechen ist überflüssig, man müßte ein Stein oder ein Stück Holz sein, um nicht von der anmuthigen und mannich-

1) Osenbrüggen a. a. O. S. 5 ff.

2) Ausland 1871 Nr. 45 (Ein Nürnberger Tourist aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts).

3) J. Lipsii opera (Vesaliae 1675) II 31 sqq. Vergl. Ausland 1872 S. 693 ff.

faltigen Schau der Völker, Städte, Gegenden aufs angenehmste angeregt zu werden. Der Nutzen aber, den jede mit Vernunft unternommene Reise bringen soll, besteht in Gewinn für Klugheit, Kenntnisse und Sitten; durch die Bekanntschaft mit den Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen, Staatsverfassungen fremder Länder bildet man das Urtheil und den Geist. In der ausführlichen Anweisung zu der Reise in Italien, die er dann gibt, ist von den historisch interessanten Punkten, den Ueberbleibseln des Alterthums, den Sitten und geselligen Zuständen ausführlich, von den Gegenden, „die in ganz Italien schön und mannichfaltig sind" fast gar nicht die Rede. In ähnlicher Weise spricht sich der Königsberger Arzt Caspar Stein (1592—1652) aus, der die Resultate seiner zwischen 1612 und 1621 durch den größten Theil von Europa gemachten Reisen in einer großen (ungedruckten) Beschreibung aller Länder (unter dem Titel Peregrinus sive Peregrinator terrestris et coelestis) verwerthet hat[1]). Wenige, sagt er in der Einleitung seines Werks, entschließen sich, allein von Liebe zur Wissenschaft bewogen, ohne Rücksicht auf Gesundheit, Vermögen, Sicherheit und Ruhe, lange, mühselige und beschwerliche Reisen zu unternehmen, weit entfernte Länder aufzusuchen, ungeheure Meere in ungünstiger Jahreszeit zu durchschiffen, unwirthliche Einöden zu durchwandern, Hunger, Durst, Hitze, Kälte und noch größere Beschwerden zu ertragen, „damit sie der Völker mannichfaltige Sitten, Gebräuche, Gesetze, Einrichtungen, Regierungen, Beschäftigungen, Rechte, Satzungen und ähnliches kennen lernen, große Könige und Fürsten, hohe Paläste und stolze Häuser, und Städte von Mauern, Thürmen, Wällen und Gräben umzogen, Festungen, Kirchen, Universitäten und ähnliche Bauten und ausgezeichnete Anstalten

1) Vergl. das Programm Acad Alb. 1873 I.

mit sorgsamem Auge beschauen, mit schneller Hand alles aufzeichnen und später zum Nutzen ihres Staates und Vaterlandes verwenden können." Bei einer solchen Auffassung des Reisens war es natürlich, daß die Reisehandbücher auf Naturschönheiten ausdrücklich aufmerksam zu machen nicht nöthig fanden; daß sie sich auf die Angabe von Merkwürdigkeiten und Sehenswürdigkeiten beschränkten, fast durchaus nur die Städte, nicht die Landschaften beschrieben, wie Martini Zeilleri fidus Achates 1660 [1]). Nicht daß man auf Reisen den Naturgenuß verschmäht hätte, aber dieser Zweck erschien neben den übrigen nicht wichtig genug, um dafür besondre Anweisungen zu geben.

Bis ins 18. Jahrhundert war die eigentliche Gebirgswelt den gebildeten Völkern Europas im großen und ganzen offenbar so gut wie unbekannt, zunächst allerdings wegen ihrer Unzugänglichkeit und Unwirthlichkeit, dann aber auch weil das Naturgefühl der wenigen, die sie betraten, sich hier eher zurückgeschreckt als angezogen, höchstens flüchtig angeregt fand, folglich die Gebirgsländer auf die Reiselust überhaupt noch keine Anziehungskraft üben konnten. So fehlte also auch die Möglichkeit der Erweiterung des Naturgefühls durch Erstreckung des Begriffs der Naturschönheit auf dieses Gebiet, mindestens der Verbreitung eines so neugestalteten Naturgefühls in weiten Kreisen.

Es steht damit keineswegs in Widerspruch, daß in Landschaftsbildern des 17. und sogar 16. Jahrhunderts bereits Darstellungen der Gebirgsnatur vorkommen, die auf wirklicher Anschauung und eindringendem Verständniß ihrer Schönheit beruhen. So haben

---

1) Mir nur bekannt aus K. Vogt: Ein 200jähriger Bädeker (Westermanns Monatshefte 1870 S. 58 ff.). In der (sehr seltnen) orientalischen Reisebeschreibung des brandenburgischen adelichen Pilgers Otto Friedrich von der Gröben (Marienwerder 1694) wird das Buch wiederholt als ein bekanntes und berühmtes angeführt (S. 139 u. 206).

Tizian und andre Venezianer in ihren landschaftlichen Hintergründen Scenen aus den Friulesischen und Venezianischen Alpen dargestellt. Bei Annibal Caracci „bestimmen bedeutsame Bergzüge, wie sie der Rücken der Apenninen bei Bologna, die Umgebungen der römischen Campagna u. s. w. enthalten, den eigenthümlichen Charakter seiner Gemälde, die auf den Beschauer den Eindruck einer großartigen Ruhe machen." Ins Innere des wilden Gebirges führen die Landschaften von Salvator Rosa, die sicherlich aus Studien in Calabrien und Apulien hervorgegangen sind. Everdingen hat die Studien zu seinen Landschaften in Norwegen gemacht[1]). Wenn auch das Hochgebirge nach wie vor von der Darstellung ausgeschlossen blieb, die dargestellten Scenen durchaus dem Mittelgebirge entnommen sind und großentheils nur die Hintergründe der Landschaften bilden: so zeigen doch diese Bilder, verglichen mit dem konventionellen, phantastisch-romantischen Landschaftsideal des Mittelalters unzweifelhaft nicht bloß eine Wandlung, sondern auch eine Erweiterung des Naturgefühls. Aber wir sind wie bemerkt nicht berechtigt, das in der Landschaftsmalerei einer Periode sich offenbarende Naturgefühl für das allgemein herrschende zu halten. Wenn sich die Schönheit der Gebirgslandschaft auch dem Blick einzelner Künstler erschlossen hatte, so blieb sie offenbar nicht bloß der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Zeitgenossen, sondern selbst den spätern noch lange verborgen.

Eine allgemeinere Verbreitung des in jenen Bildern kundgegebenen Naturgefühls konnte nicht durch einzelne Kunstwerke erfolgen, die nur wenigen zugänglich blieben, sondern allein durch die Einflüsse der Litteratur. In Addisons Beschreibung seiner in den Jahren 1701—1703 durch die Schweiz und Italien ge-

1) Kugler Geschichte der Malerei II S. 50. 527. 389. 550.

machten Reise [1]) glaubt man es gleichsam in seinem ersten Erwachen beobachten zu können. Die Umgebungen des Genfer Sees, den er in einer fast fünftägigen Fahrt ganz umschiffte, erfüllten ihn mit lebhafter Bewunderung. Die Bergketten, von denen Genf umgeben ist, „lassen eine wunderbare Fülle schöner Aussichten offen," und bilden einen Horizont der etwas sehr eigenthümliches und angenehmes hat. „Auf der einen Seite die lange Hügelreihe des Jura, mit Weinbergen und Wiesen bedeckt, auf der andern ungeheure jähe Abstürze nackter Felsen, die sich in tausend seltsamen Gestalten erheben und stellenweise zerrissen sind, so daß sie hohe Schneegebirge erblicken lassen, die meilenweit hinter ihnen liegen." Er beschreibt die Aussichten aus dem Garten eines Karthäuserklosters zu Ripaille, man sah hier die Alpen unmittelbar vor sich, „die in so viele steile Abhänge und Abstürze zerrissen sind, daß sie die Seele mit einer angenehmen Art von Schauder erfüllen, und eine der unregelmäßigsten, mißgestaltetsten Scenen in der Welt bilden." Der Ausdruck scheint seine Ueberraschung zu verrathen, daß das von der Naturschönheit unzertrennliche „angenehme" auch in diesen wilden Gegenden zu finden sei. Den Blick von der Terrasse der Kathedrale zu Bern auf die gewaltige schneebedeckte Bergkette (die wie er glaubte in Graubünden lag) nennt er die herrlichste Sommeraussicht in der Welt [2]), und auch die Gegenden Tirols, namentlich die wildromantischen Ufer des Inn, auf dem er von Kufstein bis an die Bairische Grenze fuhr, rühmt er wegen ihrer landschaftlichen Schönheit (a fine Landskip) [3]).

Doch nur einzelne empfingen solche Anregungen, so lange

---

1) Addison Remarks on several parts of Italy etc. London 1761 p. 258—261.

2) Das. p. 273. 3) Das. p. 295—302.

die Alpen noch nicht Ziele der Touristen waren, sondern in der Regel mehr oder weniger eilig auf Reisen nach andern Ländern überstiegen wurden, und die flüchtigen oder unter ungünstigen Umständen aufgenommenen Eindrücke konnten selbst in empfänglichen Seelen keine nachhaltige Wirkung üben. Lady Montague schreibt vom Uebergange über den Mont Cenis: der wunderbare (prodigious) Anblick von Gebirgen, die mit ewigem Schnee bedeckt waren, von Wolken, die tief unter meinen Füßen hingen, und gewaltigen Wasserfällen, die mit verworrenem Getöse an den Felsen herabstürzten, würde für mich unterhaltend (entertaining) gewesen sein, wenn ich weniger von der außerordentlichen Kälte gelitten hätte, die hier herrscht"[1]). Im Allgemeinen bestand ohne Zweifel das Naturgefühl in der frühern Beschränkung unverändert fort, und daß bei vielen (vielleicht den meisten) selbst der Anblick der Alpen noch nicht vermochte, das Verständniß für die Schönheit der Gebirgslandschaft zu erschließen, zeigt sich aufs deutlichste in der im vorigen Jahrhundert sehr berühmten und vielgelesenen Beschreibung, die J. G. Keyßler von seiner in den Jahren 1729 bis 1731 durch Deutschland, die Schweiz und Italien gemachten Reise herausgab, und die im J. 1776 die dritte Auflage erlebte[2]). Naturschönheiten werden darin häufig besprochen, manches, wie der Wasserfall von Terni, der Anblick Genuas von der See aus hoch gerühmt. An weiten heitern Prospekten findet der Verfasser am meisten Gefallen, und auch er weiß einer schönen Gegend kein höheres Lob zu geben, als daß er sie „angenehm" nennt; eine fruchtbare, gartenartig angebaute Ebene, mochte sie auch noch so einförmig sein, zieht er der großartigsten Gebirgsgegend unendlich vor, ja er hat offen-

1) Letters of Lady Montague 25. Sept. 1718.
2) Darstellungen aus der Röm. S. G. II. (2. Aufl.) S. 138 f.

bar keinen Begriff davon, daß man eine unfruchtbare Gegend überhaupt schön finden könne. Er rühmt z. B. die ganz flache und monotone Gegend bei Mantua. „Man kann sich nicht genug verwundern über die Fruchtbarkeit der Felder und Wiesen, die reihenweise mit Bäumen, um welche sich Weinreben schlingen, bepflanzt sind. Die Menge der Nachtigallen, so sich in diesem Strich aufhalten, gibt ihm in der jetzigen Jahreszeit eine neue Annehmlichkeit. Man wird in Italien der schönen Gegenden fast gewohnt, dergestalt, daß man sie mit der Zeit nicht mehr so sehr, als anfänglich geschieht, achtet. Ich bin aber versichert, daß derjenige, so z. B. im gebirgigen Tirol, Salzburg, auf dem Harze, sächsischen Bergstädten, desgleichen in den Wäldern von Thüringen und Pommern, in den sandigen Gegenden von Schlesien, der Markgrafschaft von Brandenburg und Mecklenburg, oder in den Haiden von Lüneburg oder Westphalen erzogen worden und auf einmal in die auserlesensten Prospekte von Italien gebracht werden sollte, ganz ungemeine Regungen und Vergnügungen empfinden würde." Hier werden also die Salzburger und Tiroler Alpen mit den Lüneburger Haiden und märkischen Kiefernwäldern als gleich unschön zusammengestellt: offenbar weil sie sämmtlich gleich unfruchtbar und wild, folglich nicht „angenehm" gefunden wurden.

Wie wenig die Schweiz damals in Deutschland bekannt war, geht daraus hervor, daß Keyßler für nöthig hielt, ihren Handel und Industrie, Wohlstand und Luxus ausführlich zu schildern, um zu beweisen daß man irre, „wenn man sich in diesen Gegenden nichts als unfruchtbare Klippen, rauhe Gebirge, beständigen Schnee und finstere Thäler vorstelle, worin die armseligen Einwohner kaum dasjenige, was zum Unterhalt ihres kümmerlichen Lebens unentbehrlich ist, hervorbringen und genießen

können“ [1]). Gerade damals (1729) erschienen Hallers „Alpen,“ ein untergeordnetes Ergebniß einer großen 1728 zu naturwissenschaftlichen Zwecken unternommenen Alpenreise. Dies in jener Zeit hochgefeierte Gedicht „zog die Aufmerksamkeit von Europa auf die Schweiz und veranlaßte jene auf Land und Volk gleicher Maßen gerichtete Bewunderung, welche die Schweiz über ein halbes Jahrhundert mit einer merkwürdigen Glorie umstrahlte. — So begann jener ununterbrochene Zug der Wanderer nach der Schweiz, welche nicht nur die in ihrer Art einzige Natur bewundern, sondern auch ein durch Verfassung, Lebensweise und Sitten eben so ausgezeichnetes Volk in diesen Bergen kennen lernen wollten“ [2]).

In der That blieb die Aufmerksamkeit der Reisenden, die die Schweiz fortan immer zahlreicher besuchten, in den nächsten Jahrzehnten noch vorzugsweise auf das Volk, seine Zustände, Sitten und Verfassung gerichtet, auf die Hallers Ode sie hingelenkt hatte: denn der Gegenstand seines Gemäldes war fast ausschließlich die Einfachheit, Unschuld und Seligkeit des Hirtenlebens, wozu die mehr in allgemeinen Umrissen angedeutete als anschaulich geschilderte Natur der Alpen nur den Hintergrund bildete. Auch Klopstock, der sich vom 23. Juli 1750 bis Mitte Februar 1751 in Zürich aufhielt, zeigte zu Bodmers Erstaunen „keine Neugierigkeit die Alpen von Weitem oder in der Nähe zu betrachten,“ und kann den Plan zu einer Alpenreise wol erst lange nach seiner Ankunft gefaßt haben, wenn diese durch ungewöhnlich frühen Schneefall vereitelt wurde [3]). Wenn

---

1) Ebendas. S. 1—4.

2) Mörikofer Die Schweizerische Litteratur im 18. Jahrhundert S. 24 bis 27.

3) Mörikofer a. a. O. S. 180. D. Strauß Kleine Schriften. Neue Folge S. 158—200.

selbst ein so enthusiastischer Naturfreund die gebotene Gelegenheit einer Gebirgswanderung nicht benutzte, darf man wol annehmen, daß in jener Zeit die meisten Besucher der Schweiz sich mit der Ansicht der Alpen aus der Ferne begnügt haben. Ausdrücklich bezeugt dies Gibbon[1]), der nach einem zweijährigen Aufenthalt in Lausanne vom 21. September bis 20. Oktober 1755 eine Reise durch die Schweiz machte. „Noch war es bei fremden Reisenden, welche die erhabenen Schönheiten der Natur aufsuchen, nicht zur Mode geworden die Gebirge hinaufzuklettern, und die Eisberge (Glaciers) zu durchsuchen." Auch sein Interesse war vorzugsweise durch die Mannichfaltigkeit der Verfassungen der verschiedenen Republiken in Anspruch genommen, er besucht die hauptsächlichsten Städte und in diesen „die Kirchen, Zeughäuser, Bibliotheken und die angesehensten Leute," der Zweck der Reise war vorzugsweise Menschen und Sitten kennen zu lernen. — So hat also Hallers Gedicht zunächst nicht zur Erweiterung des Naturgefühls beigetragen, und mittelbar nur insofern es das Interesse für die Schweiz steigerte und verbreitete.

Wenn sich in den angeführten Aeußerungen über die Alpen kaum eine Spur jener Begeisterung zeigt, von der Konrad Geßner erfüllt war, so läßt sich in Bezug auf die Schottischen Hochlande ein ähnlicher Abstand nachweisen zwischen dem von Jugend auf genährten Gefühl der Eingebornen für die heimathlichen Berge, und den ersten Eindrücken, die fremde Besucher hier empfingen. Die warme Empfindung Thomsons für die „romantische" Schönheit Caledoniens, wie er sie in seinen Jahreszeiten schildert (1729), ist nicht wesentlich von dem Gefühl verschieden, mit dem

1) Gibbons Selbstbiographie (geschrieben 1788). Verm. Werke (dtsch. Leipzig 1797) I S. 102.

Robert Burns ein halbes Jahrhundert später in seinem allbekannten Gedicht die leidenschaftliche Anhänglichkeit des Hochländers an seine heimathlichen Berge in so ergreifender Weise aussprach. Thomsons Schilderung lautet wie folgt (Autumn 789):

And here a while the Muse
High hovering o'er the broad cerulean scene
Sees Caledonia in romantic view.
Her airy mountains from the waving main
Invested with a keen diffusive sky
Breathing the soul acute; her foreste huge
Incult robust and tall, by Natures hand
Planted of old; her azure lakes between
Poured out extensive, and of watry wealth
Full; winding deep and green and fertile vales;
With many a cool translucent brimming flood
Wash'd lovely, from the Tweed (pure Parent-stream
Whose pastoral banks first heard my Doric reed
With, silvan Jed, thy tributary brook)
To where the north inflated tempest foams
O'er Orcas or Betubiums highest peak.

Dagegen ein gebildeter Engländer, Capitain Burt, der um dieselbe Zeit in den schottischen Hochlanden reiste, erklärte sie für so häßlich, daß eine Sandsteppe mit ihnen verglichen lieblich erscheinen müsse; und der Dichter des Vicar von Wakefield, der sich im J. 1733 in diese Gebirge wagte, sprach mit Abscheu von ihrer scheußlichen Wildheit, während er die Umgegend von Leyden mit ihren weiten grünen Wiesen, Landhäusern, Statuen, Grotten, Blumenbeeten und geradlinigen Alleen für unvergleichlich schön erklärte. Macaulay, der beide Aeußerungen mitgetheilt hat, glaubt den Grund der damaligen Unempfänglichkeit für die landschaftliche Schönheit der Hochlande

in ihrer Unsicherheit und Gefährlichkeit suchen zu müssen. Immerhin mögen diese zu dem abschreckenden Eindruck erheblich mitgewirkt haben, den die englischen Besucher empfingen; aber daß Macaulay Unrecht hatte, den Grund ihres so entschieden ausgesprochnen Widerwillens hier allein zu suchen, beweist schon die enthusiastische Schilderung Thomsons. Auch waren die deutschen Gebirge, die Keyßler mit so großer Geringschätzung betrachtete, vollkommen sicher und verhältnißmäßig bequem zu bereisen: während andrerseits Reisende in unsern Tagen sich durch die augenscheinlichsten Gefahren nicht abhalten lassen, die Schönheit des Libanon oder der Cordilleren vollkommen zu würdigen.

Hatte sich nun das Gefühl für das wildromantische und furchtbar erhabene in der Natur und namentlich in der Gebirgslandschaft auch schon in mannichfachen Regungen kundgegeben, so ist Rousseau doch der erste gewesen, der ihm durch hinreißenden Ausdruck allgemeine Anerkennung sicherte und seine weiteste Verbreitung anbahnte.

Die Ufer des Genfer Sees, wo er aufwuchs, waren wie kaum eine andre Gegend in Europa geeignet, die Geburtsstätte eines neuen Naturgefühls zu werden. In den reizenden Landschaften des nördlichen Ufers hatte von jeher der Natursinn die reichste Befriedigung gefunden: der Genfer See, sagt Sebastian Münster, „ist auf der Helvetier Seite mit einer wunderschönen Landschaft umbzieret — Vivis ist ein gar lustig Ort“ [1]). Der durch die unvergleichliche Schönheit dieser so überaus reich geschmückten Abhänge gefesselte Blick gewöhnte sich gleichsam unwillkürlich, die großartig ernsten Gebirgsscenen des gegenüberliegen-

---

1) Cosmographei S. 493.

den Ufers als eine nothwendige Ergänzung und als einen unentbehrlichen Bestandtheil des ganzen wundervollen Bildes zu betrachten. Rousseau faßte schon als Jüngling, bei seinem ersten Aufenthalt in Vevey eine Zuneigung für diesen Ort, die ihn auf all seinen Reisen begleitete, und ihn denselben später zum Schauplatz seiner neuen Heloise wählen ließ[1]). Den Helden dieses Romans läßt er bei seiner Heimkehr dies „reiche und fruchtbare Land, diese einzige Landschaft," die schönste nennen, von der das menschliche Auge jemals getroffen wurde, einen bezaubernden Aufenthalt, dessen gleichen er auf seiner Reise um die Welt nicht gefunden habe[2]).

Es ist bekannt, wie innig stark und tief Rousseaus Liebe zur Natur war, und wie sie durch seine Weltflucht und seinen Haß der Uebercultur bis zur Ueberschwenglichkeit gesteigert wurde. Die Natur war ihm vollkommen überall, wo der Mensch nicht hin kommt mit seiner Qual. Sie scheint, sagt seine Julie, ihre wahren Reize den Blicken der Menschen entziehen zu wollen, welche sie zu wenig fühlen und sie entstellen, wenn sie in ihrem Bereich sind. Sie flieht die belebten Orte: auf den Gipfeln der Berge, in der Tiefe der Wälder, auf den unbewohnten Inseln breitet sie ihren ergreifendsten Zauber aus[3]). Nie war er so glücklich als in der Wonne seiner Zurückgezogenheit, wenn er eine Waldeinsamkeit gefunden hatte, wo nichts ihm die Hand der Menschen zeigte, kein dritter trennend zwischen ihn und die Natur trat; wo das Gold des Ginsters, der Purpur der Sonnenstrahlen sein Herz und sein Auge mit gerührtem Entzücken erfüllte, die Majestät der ihn beschattenden Bäume, die Zartheit der

1) Confessions Livre IV (Lausanne 1782 I S. 274).
2) Nouv. Héloise IV Partie, lettre 6.
3) Nouv. Héloise IV Partie, lettre 11.

Sträucher, die Mannichfaltigkeit der Kräuter und Blumen seinen Geist in unausgesetzter Spannung und Bewundrung erhielt. Dann war seine Einbildungskraft geschäftig, diese schöne Erde mit Wesen nach seinem Herzen zu bevölkern, und der Traum eines goldnen Zeitalters rührte ihn zu Thränen über diese köstlichen reinen Freuden, die so nah und doch der Menschheit jetzt so weit entrückt waren [1]). Nur im freien vermochte er zu beten, er liebte es Gott in seinen Werken zu betrachten, während sein Herz sich zu ihm erhob, und sein Gebet bestand in einer aufrichtigen Erhebung des Herzens zu dem Urheber dieser lieblichen Natur, deren Schönheiten vor seinen Augen lagen [2]). In spätern Zeiten ließ er sich gern durch sein Herbarium die Eindrücke zurückrufen, die er auf seinen botanischen Wanderungen empfangen hatte, „die Wiesen, die Gewässer, die Wälder, die Einsamkeit, den Frieden vor allem und die Ruhe, die man mitten in allem jenen findet." Dabei vergaß er „die Verfolgungen der Menschen, ihren Haß, ihre Verachtung, ihre Beschimpfungen und alle Uebel, mit denen sie ihm seine zärtliche und aufrichtige Zuneigung vergolten hatten" [3]).

Doch wie sehr sich Rousseaus Liebe auch auf die ganze, sich selbst überlassene Natur erstreckte, so zogen ihn doch ihre wilden und düstern Scenen am unwiderstehlichsten an. „Man weiß schon, sagt er, was ich unter einer schönen Gegend verstehe. Niemals ist eine Landschaft der Ebene, mochte sie noch so schön sein, in meinen Augen so erschienen. Ich verlange Gießbäche, Felsen, Tannen, dunkle Wälder, Berge, rauhe auf und abfüh-

---

1) Dritter Brief an Malesherbes bei Hettner L. G. des 18. Jahrhunderts II³ S. 507.

2) Confessions l. VI (II S. 117).

3) Rêveries du promeneur solitaire, VII Promenade (VI p. 203 f.).

rende Pfade und recht fürchterliche Abgründe neben mir“ [1]). Und je tiefer sein Gemüth erkrankte, desto mehr fühlte er sich gerade in den einsamsten und wildesten Umgebungen wohl. Nirgend, sagt er, habe er sich so glücklich gefühlt als auf der einsamen Petersinsel im Bieler See. „Seine Ufer sind wilder und romantischer als die des Genfer Sees, weil die Felsen und Wälder das Wasser in unmittelbarer Nähe begrenzen, aber sie sind nicht minder lachend. Wenn es dort weniger Feldbau und Weinberge, weniger Städte und Häuser gibt, so gibt es dafür auch mehr natürliches Grün, mehr Wiesen, von Gehölzen beschattete Asyle, häufige Contraste und Unregelmäßigkeiten. Da es an diesen glücklichen Ufern keine großen Fahrstraßen gibt, ist die Gegend wenig von Reisenden besucht: aber sie ist anziehend für beschauliche Einsiedler, die es lieben sich ungestört an den Reizen der Natur zu berauschen und sich in einer Stille zu sammeln, die kein andrer Ton unterbricht, als der Schrei der Adler, das stockende Gezwitscher einiger Vögel und das Rauschen der von den Bergen stürzenden Gießbäche“ [2]).

Die neue Heloise (1761) deckte der ganzen gebildeten Welt in der noch ungekannten Alpennatur eine neue Quelle des reichsten Genusses auf. Zum ersten Mal wurde hier durch eine bezaubernde Schilderung das Verständniß für den Reiz von Gegenden erschlossen, wo, wie St. Preux an seine Geliebte schreibt [3]), bald ungeheure Felsen über dem Haupte des Wanderers schweben, bald hohe und rauschende Wasserfälle ihn in eine Wolke dichten Wasserstaubes hüllen, bald ein unversieglicher Gießbach neben ihm einen Abgrund von schwindelerregender Tiefe höhlt; wo er

---

1) Confessions l. IV (I p. 308).
2) Rêveries, V Promenade (VI p. 120).
3) Nouv. Héloise I P. l. 23.

sich bald in der Dämmerung eines Dickichts verliert, bald beim Heraustreten aus einer Schlucht plötzlich durch den Anblick einer lieblichen Matte entzückt wird. Was den Wanderer auf seiner Fußreise durch das Wallis vorzugsweise fesselte, war nicht bloß das überraschende Gemisch von Wildheit und Cultur, sondern noch mehr die seltsamen Contraste der Naturscenen. Diese Verbindung aller Jahreszeiten, Klimate und Bodenbeschaffenheit schuf eine sonst nirgend gekannte Harmonie der Erscheinungen der Ebenen und der Alpen. Dazu die optischen Täuschungen, die verschieden beleuchteten Bergspitzen, die Abwechslung von Sonnenlicht und Schatten, und alle daraus am Morgen und Abend sich ergebenden Lichteffekte — alles dies erregte die Bewunderung immer von neuem, und schien sich wie auf einem wirklichen Theater darzubieten; „denn die Ansicht der Berge trifft als eine senkrechte die Augen ganz auf einmal und sehr viel wirksamer als die der Ebenen, die nur von der Seite gesehen wird, sich dem Auge entzieht, und in der jeder Gegenstand einen andern verbirgt.“ Dieser Mannichfaltigkeit der Eindrücke schrieb der Wanderer die Ruhe zu, die in seine Seele zurückkehrte; aber als er die Wolkenregion überstiegen und eine heitre Höhe erreicht hatte, in der man Donner und Sturm zu seinen Füßen sah, glaubte er in der Reinheit der Luft die wahre Ursache der Wiederkehr des lange vermißten Friedens zu entdecken. In der That, sagt er, empfinden alle Menschen (obwohl sie es nicht alle gewahr werden) auf hohen Bergen mehr Heiterkeit des Geistes; die Gedanken nehmen einen der Umgebung angemessenen, großartigen und erhabenen Charakter an, ein ruhiges Wohlgefühl, das nichts scharfes und sinnliches hat. Es ist zu verwundern, daß Bäder in der heilsamen und wohlthuenden Gebirgsluft noch nicht zu den großen Heilmitteln der Medicin und Moral gehören. „Die Mannichfaltigkeit, Großartigkeit und Schönheit von tausend überraschenden Schauspielen,

das Vergnügen nur ganz neue Gegenstände um sich zu sehn, fremde Vögel, seltsame und unbekannte Pflanzen, gewissermaßen eine andre Natur zu beobachten, sich in einer neuen Welt zu befinden: alles dies bietet den Augen ein unaussprechliches Gemisch, dessen Zauber noch durch die Durchsichtigkeit der Luft erhöht wird, die die Farben lebhafter, die Umrisse schärfer macht, alle Gesichtspunkte nähert: die Entfernungen erscheinen geringer als in der Ebene, wo die Dichtigkeit der Luft die Erde mit einem Schleier bedeckt, der Horizont bietet dem Auge mehr Gegenstände dar als er in sich fassen zu können scheint: kurz das Schauspiel hat etwas magisches, übernatürliches, das Geist und Sinne hinreißt: man vergißt alles, man vergißt sich selbst, man weiß nicht mehr wo man ist."

In einem andern Sinne epochemachend war die neue Heloise insofern, als sie alle zartorganisirten, von unbefriedigter Sehnsucht erfüllten, kranken und verletzten Seelen in der immer gleichen Reinheit, Stille und Größe der Natur eine stets bereite Zuflucht vor dem Gewühl, dem Schmutz, der Kleinheit des menschlichen Daseins aufsuchen lehrte. Hier wurde zuerst verkündet, daß auch Einöden und Wildnisse von Schönheiten erfüllt sein können, die nur den gefühlvollen Seelen gefallen und den übrigen schrecklich (horribles) erscheinen! So war das Asyl am Meillerie, wo St. Preux, von der Geliebten getrennt, in tiefster Einsamkeit ebenso traurige als köstliche Tage verlebt hatte [1]). „Ein von der Schneeschmelze gebildeter Gießbach stürzte in einer Entfernung von zwanzig Schritt in ein schmutziges Wasser und führte mit Geräusch Schlamm, Sand und Steine mit sich fort. Hinter uns trennte eine Kette unzugänglicher Felsen den freien Platz, auf dem wir uns befanden, von dem Theile der Alpen, die man

1) Nouv. Héloise N. K. l. XVII (II p. 354).

Gletscher nennt, weil ungeheure unaufhörlich zunehmende Eisgipfel sie seit Anfang der Welt bedecken. Schwarze Tannenwälder verbreiteten ihren düstern Schatten zur rechten, ein großes Eichengehölz war zur linken, jenseits des Gießbachs und zu unsern Füßen trennte uns die unermeßliche Wasserfläche, die der See im Schoß der Alpen bildet, von den reichen Ufern des pays de Vaud, deren Gemälde der Gipfel des majestätischen Jura krönte."

So hat Rousseau nicht bloß eine Erweiterung des Naturgefühls durch die Entdeckung der Gebirgslandschaft herbeigeführt: er hat es auch völlig umgestaltet. Die von ihm angeschlagenen Töne klangen in allen gefühlvollen Herzen wieder. Die neue Heloise hat wesentlich dazu mitgewirkt, „dem Gemüthsleben des nachfolgenden Menschengeschlechts" überhaupt, namentlich aber seinem Verhältniß zur Natur „eine tiefere Innerlichkeit" zu geben. Sie hat die allmählich immer allgemeiner gewordene Herrschaft einer ganz subjektiven Naturauffassung verbreitet. Diese leiht der Natur eine Seele, von der die menschliche nur ein Theil oder mit der sie doch innig verwandt ist; sie meint die Sprache der Natur belauschen und verstehn zu können, sie erblickt in ihren unendlich wechselnden Zuständen und Erscheinungen, „in den ragenden Bergen und in der stillen Einsamkeit der Thäler und Wälder, die stummen Spiegelbilder des eigenen inneren Lebens"[1]. Die ebenfalls von Rousseau angebahnte Anerkennung einer fast grenzenlosen Berechtigung der Individualität gegenüber den in Kunst und Leben bestehenden, vielfach verknöcherten Ordnungen und Regeln, die in Deutschland die Sturm- und Drangperiode heraufführte, gab auch dem Naturgefühl die Richtung auf solche Scenen und Erscheinungen, von denen die frühere Empfindung

1) Hettner L. G. des 18. Jahrhunderts II³ S. 486.

zurückgestoßen worden war. Zu der brütenden Schwermuth, der namenlosen Sehnsucht, der Lust am Schmerz, der Zerrissenheit und Verzweiflung, den titanischen Gefühlen, in welche die damalige und die nächste Generation sich zu versenken liebte, stimmte in der Natur nur das wilde und romantische, von dem das klassische Alterthum und die von ihm beherrschte Cultur sich abgewendet hatte; jene von Rousseau beschriebene Einsiedelei am Meillerie war ein Prototyp der Landschaft, die nun mit Vorliebe aufgesucht und mit Meisterschaft geschildert wurde.

Die neue Heloise und Rousseaus übrige Schriften machten sehr bald die Ufer des Genfer Sees und die westliche Schweiz überhaupt zu einem Ziel für die Touristen von ganz Europa; im Jahre 1788 besuchte Meiners „die heiligen Orte der Heloise von Rousseau, wohin jetzt alle Fremde von Lausanne aus wallfahrten, und wo sich besonders Engländer mit der Heloise in der Hand wochenlang aufhalten“ [1]. Auch die Travels in Switzerland and in the country of the Grisons (1776, 79, 85, 86) von Coxe, die in der nächsten Zeit hauptsächlich der Wegweiser englischer Reisender waren, verfolgen die Spur Rousseaus in Motiers und auf der Petersinsel [2]. Das Buch von Coxe wurde von einem tiefen wissenschaftlichen Kenner der Gebirgswelt, der zugleich ein Meister landschaftlicher Schilderung war, von Ramond de Carbonnières (geboren zu Straßburg von einer deutschen Mutter 1755–1827) in einer an Inhalt und Umfang erheblich vermehrten französischen Uebersetzung herausgegeben, die daraus ein ganz neues Buch machte. Die Reisen von Coxe hatten sich noch mehr in der Ebene und den niedrigen Thälern bewegt, sie galten vorzugsweise den Städten, der Kenntniß der

1) Meiners Briefe über die Schweiz (1785). II S. 165.
2) Osenbrüggen a. a. O. S. 20 f.

Menſchen und Zuſtände. Ramond beſchrieb zuerſt die Höhen, die er als unermüdlicher Fußwanderer erklommen hatte. St. Beuve rechnet ſeine Alpenſchilderung zu dem vollendetſten, was in dieſer Gattung geleiſtet iſt; Buffon hatte ihm geſagt: Sie ſchreiben wie Rouſſeau. Ramond, der auch den Verſuch machte in ſeinen Lenz gewidmeten „Abenteuern des jungen d'Olban“ (1777) die Wertherlitteratur nach Frankreich zu verpflanzen, wurde ſpäter „der Maler der Pyrenäen;“ ſeine Observations sur les Pyrénées (1789) und Voyage au Mont Perdu 1801 ſind klaſſiſche Werke. Hier zeigt ſich (nach St. Beuve) „der Sauſſüre der Pyrenäen“ als Künſtler in ganz neuen Bildern, an die noch niemand ſich gewagt hatte. „Er wollte, daß man den Muth haben ſollte, zu ſehn und zu empfinden, daß man ſich alle großen und natürlichen Empfindungen geſtatten und keinen Anſtand nehmen ſollte ſie auszuſprechen.“ „Am glücklichſten iſt er, wenn er da wo man es am wenigſten erwarten ſollte, und beim Heraustreten aus den krampfhaft verzogenen Scenen des Grauens, die an die Revolutionen des Erdballs erinnern, in dem Anblick des Ganzen und unter der Wirkung des Lichts und des Schattens jene höchſte Harmonie wiederfindet, auf der die großartige und erhabene Schönheit beruht.“ Aber er ſchreckt auch vor dem überwältigendſten Grauen der Gebirgseinöde nicht zurück. Auf einem jener Gipfel, im Herzen der rauhſten Pyrenäen, „wo das Auge nichts mehr antrifft, was es beruhigen kann, das Ohr keinen Ton mehr auffaßt, der dem Leben angehört, der Gedanke keinen Gegenſtand mehr findet, der ihn nicht niederdrückt, wo die Phantaſie vor den ihr nahe tretenden Vorſtellungen der Ewigkeit und Unermeßlichkeit zurückbebt, die Erinnerungen an die bewohnte Erde erlöſchen und ein düſteres Gefühl fürchten läßt, daß ſie ſelbſt ein Nichts iſt“ — in einer ſo furchtbaren Einſamkeit von einem Orkan überfallen, unter einem großen Granitblock kauernd,

der einen völlig zugefrornen See überragte, wo alles die Vorstellung eines Winters in einer Polargegend erweckte, malt er sich die Möglichkeit aus hier ganz allein einen Winter zuzubringen und verfolgt dessen Verlauf mit freudiger Begeisterung bis zum Wiederanbruch des Frühlings und dem Schmelzen des Schnees [1]).

Doch die Wirkung von Ramonds Werken wurde durch die Ungunst der Zeiten, in denen sie erschienen, im höchsten Grade beeinträchtigt, sie wurden verhältnißmäßig wenig bekannt, und sein Name ist außerhalb Frankreichs so gut wie verschollen. Dasselbe gilt von den Schriften Etiennes de Sénancour (geb. 1770); die Schilderungen der Alpenlandschaft in seinem Oberman (1804), der ähnliche Stimmungen anregte wie Ossian und Werther, zeigen „eine originale und ernste Darstellungsgabe, die zwischen der Weise Ruysdals und Salvator Rosas in der Mitte steht“ [2]). Derjenige, dem die gebildete Welt nach der Entdeckung der Gebirgslandschaft durch Rousseau die neue große Erweiterung ihres Naturgefühls durch die Entdeckung des Hochgebirgs verdankt, war ebenfalls ein Genfer, Sauſſüre.

Ein dritter Genfer, Töpffer (1799—1846) hat sehr richtig die Alpenlandschaft in drei Zonen abgetheilt. Die niedrigste umfaßt die Hügellandschaften und endet bei der Grenze der Nußbäume; auf sie hat sich Rousseau beschränkt und nur in jener Schilderung der Einsiedelei am Meillerie sich über sie hinausgewagt, doch von der zweiten höheren Zone nur ein ziemlich allgemeines und unbestimmtes Bild gegeben. Diese zweite Zone, ernster, strenger und schwieriger, ist oft kahl; die Vegetation der

---

1) St. Beuve, Ramond le peintre des Pyrénées. Causeries du lundi 3ème édit. (Paris 1857) X p. 362—403. Vergl. J. Schmidt Französische Litt. Gesch. I² 115.

2) St. Beuve, Oberman. Critiques et portraits littéraires. Bruxelles 1832. II p. 240—281.

untern Region erstirbt hier, Tannen und Lerchen bekleiden die Abhänge, fassen Schluchten und Gießbäche ein, hier herrscht nicht mehr der Zauber reizender Ländlichkeit, es ist das Reich des Wildschönen. Die höchste Region ist die der Hörner, der Gletscher, der Eiswüsten, wo nur noch die Alpenrose und ähnlich harte Sträucher am Rande des ewigen Schnees oder in dessen Lücken gedeihn. Diese hohen Regionen sind „die Entdeckung und Eroberung" Saussüres [1]).

Zwar hatten schon 1741 zwei englische Reisende, Pococke und Windham, das Thal von Chamouny entdeckt. Bis an die Zähne bewaffnet, von einem ebenfalls bewaffneten Gefolge begleitet, waren sie dort erschienen. Sie hielten das Thal für ein Räubernest, wagten kein Haus zu betreten, übernachteten unter mitgebrachten Zelten, unterhielten Nachts Wachtfeuer und stellten Schildwachen aus; was natürlich alles den Bewohnern des Thals eben so sehr zum Staunen als zur Belustigung gereichte. Aber noch 20—25 Jahre später wurde die Reise sehr selten und fast nur von Engländern unternommen [2]).

Saussüre, der sich der Erforschung der Hochalpen mit leidenschaftlicher Hingebung widmete, begann seine Wanderungen in Chamouny 1760 und erstieg den Mont Blanc 1787. Der große Naturforscher, der unermüdliche und unerschrockene Steiger war zugleich wie Ramond ein Meister der Naturbeschreibung, der in schlichter und darum nur um so unwiderstehlicher wirkender Sprache die ungeheuren Eindrücke jener noch von keinem Menschenauge geschauten Scenen wiederzugeben verstand, „welche mit allem, was man auf der übrigen Welt sieht, nichts gemein haben;" der das „aus Schrecken und Bewundrung" gemischte Gefühl,

---

1) Sainte-Beuve. Topffer, Causeries VIII p. 336 f.
2) Saussure Voyages d. les Alpes III p. 197 f.

das ihn bei ihrem Anblick erfüllt hatte, auch seinen Lesern mitzutheilen vermochte[1]). In der That empfand er, was noch Niemand vor ihm empfunden hatte, wenn er auf jenen, von ihm zuerst erklommenen Höhen unter dem Sternenhimmel stand, dessen Glanz die Bergspitzen schwach beleuchtete und nur die Massen und Entfernungen unterscheiden ließ, und nun das tiefe Schweigen in diesem ungeheuren, von der Phantasie noch vergrößerten Bereich ihm eine Art von Entsetzen einflößte: „Mir schien, daß ich allein das Weltall überlebt hatte und seine Leiche zu meinen Füßen ausgestreckt sah“[2]). Zugleich hatte die anspruchslose Schilderung der Gefahren, „die das Leben des Erforschers der Alpen dem des Gemsjägers ähnlich machen“[3]), etwas aufregendes; und so verhießen Saussüres Schilderungen den Muthigen, die sich in diese neuentdeckte Welt wagen würden, den reichsten Lohn.

Die Werke Saussüres und die Berichte des nicht minder leidenschaftlichen Bergsteigers Bourrit, den Friedrich der Große l'historien des Alpes nannte[4]), lenkten schnell die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Hochalpen und besonders auf Chamouny. Göthe, der schon 1775 den Rigi bestiegen hatte[5]), hörte auf der 1779 in Gesellschaft Carl Augusts von Weimar unternommenen Schweizerreise „so viel von der Merkwürdigkeit der Savoyer Eisgebirge“ und daß „es immer mehr Mode werde dieselben zu sehen“[6]), daß nach Einholung von Saussüres Rath der Ausflug nach Chamouny noch im November gemacht würde. Im J. 1784

---

1) Saussure Voyages d. les Alpes III p. 22 ff.
2) Das. IV p. 388 ff.
3) Das. III p. 211.
4) Osenbrüggen S. 22 ff.
5) Werke 22 S. 359.
6) Werke 14 S. 188.

hatte Gibbon bereits zu klagen, daß man sich in Lausanne nicht mehr der frühern Ruhe erfreue, sondern durch die Lage und Schönheit des Pays du Vaud und „die Mode die Gebirge und Gletscher (glaciers) in Augenschein zu nehmen," von allen Seiten dem Andrange der Fremden ausgesetzt sei [1]). Er selbst, der 1755 auf seiner Reise durch die Schweiz in der Ebene von Stadt zu Stadt gezogen war, reiste 1791 mit Lord Sheffield über Genf, Chamouny, den Col de Balme (der besonders viel der Aussicht wegen bestiegen wurde [2]), Martigny, St. Maurice um den Genfer See nach Vevey und Lausanne [3]). Im J. 1790 galt die Schweiz, die 60 Jahre früher in Deutschland noch so wenig gekannt war, schon als das am meisten von Fremden besuchte Land Europas [4]), und besonders in Chamouny hatte der Zudrang der Fremden die industriöse Dienstfertigkeit der Bewohner zu einem Grade entwickelt, daß sie sehr lästig wurde" [5]).

Doch Saussüres Werke verbreiteten die Vorstellung von der Erhabenheit der Alpennatur weit über die Kreise derer hinaus, welche die Schweiz aus eigener Anschauung kennen lernten. Auch Kant gehörte zu seinen eifrigen Lesern und brachte seinen Schilderungen eine lebhafte Empfänglichkeit entgegen. Er, der nie die Grenzen Ostpreußens überschritt, kannte aus „den tief beschatteten, zum schwermüthigen Nachdenken einladenden Einöden" seiner Heimath „die interessante Traurigkeit, welche der Anblick der Einöde einflößt" (Saussüre); und die Vorstellungen „himmelanstrebender Gebirgsmassen, tiefer Schlünde und darin tobender Gewässer" beschäftigten seine Phantasie als er den Begriff des Er-

1) Nachlaß S. 334.
2) Saussure Voyages III p. 114.
3) Nachlaß S. 334.
4) Meiners Briefe Bd. III Vorrede.
5) Das. IV S. 189.

habenen aus der Natur abstrahirte. Er sprach hier (in der Kritik der Urtheilskraft) die große Grundwahrheit aus: „daß die Erhabenheit in keinem Dinge der Natur, sondern nur in unserm Gemüthe enthalten ist, sofern wir der Natur in uns und dadurch auch der Natur (sofern sie auf uns einfließt) außer uns überlegen zu sein uns bewußt werden können.“ Vortrefflich wies er sodann nach, daß eine Einstimmigkeit des Urtheils weit weniger über das Erhabene als über das Schöne der Natur zu erwarten sei. Und hätte er gewußt, daß die Empfindung jenes savoyischen Bauern, von dem Saussüre erzählt, daß er alle Liebhaber der Eisgebirge Narren nannte, von der Empfindung der Gebildetsten bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts nicht wesentlich verschieden war, so würde er das Urtheil über das Erhabene als ein nicht bloß von dem Grade, sondern auch von der Richtung der Kultur abhängiges erkannt haben [1]).

Die fernere Geschichte des Schweizreisens, die Osenbrüggen bis auf unsere Tage (wo „die Alpenreise als geistiges Bildungsmittel“ [2]) allgemein anerkannt ist) verfolgt hat, gehört nicht hierher. Die immer wachsende Litteratur, die diese Reisen ins Leben riefen, schuf einen Boden, auf dem die Kunst der Naturschilderung sich mit besonderer Vorliebe bewegte. „Diese Naturempfindungswissenschaft, sagt der Winterthurer Ulrich Hegner (1822), die weder Naturkunde noch Naturlehre, weder Erdbeschreibung noch Erdmessung ist, und wovon man vor einem halben Jahrhundert noch wenig in Büchern, selbst nicht in Reise- und Liebesgeschichten las, ist als ein neuer Zweig der Gelehrsamkeit in der Schweiz entsprossen, und schon zum reichen Baume

1) Vergl. meinen Aufsatz: Kant in seinem Verhältniß zur Kunst und schönen Natur. Preuß. Jahrbücher 1867. Kants Werke, Ausg. v. Schubert und Rosenkranz IV S. 128 f. (vergl. 118), 137, 122.

2) Ausland 1869 Nr. 35.

gewurzelt, von dessen Früchten nun jeder pflückt, weil sie nicht schwer zu erhaschen und leicht zu verdauen sind“ [1]).

Erst sehr viel später als die Naturbeschreibung hat sich übrigens die Landschaftsmalerei an die Darstellung der Hochalpen gewagt. Ein Maler aus Neufchatel, Meuron, war der erste der (um 1820) „es wagte auf der Leinwand die ergreifende Rauheit eines Alpengipfels wiederzugeben, wie er, von Thau gebadet und sich kaum von der scharfen Nachtkühle lösend, die ersten Morgenstrahlen empfängt. Aber die Calame, Diday und andre, die auf ihren Spuren gingen, waren noch nicht gekommen. Die damaligen Klassiker bewiesen eifrig durch alle Arten von technischen Gründen und Erwägungen, daß die Hochalpen wesentlich ungeeignet seien, auf der Leinwand wiedergegeben und Stoff für Gemälde zu werden. Unmöglich war ihr stehendes Wort“ [2]).

So hatte sich also die von Rousseau angebahnte Erweiterung des Naturgefühls durch die Entdeckung der Hochalpen um dieselbe Zeit vollzogen, als in Deutschland die Sturm- und Drangperiode begann. Den Abstand des neuen Naturgefühls von dem ältern wird man inne, wenn man jene Aeußerung Keyßlers, der die Salzburger und Tiroler Alpen ebenso reizlos fand als die Lüneburger Haiden und die märkischen Kiefernwälder, mit Aeußerungen aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts vergleicht, wo es bereits (wie z. B. in Meiners Briefen über die Schweiz 1790) als selbstverständlich galt, daß die Schweiz als gebirgigstes Land Europas die meisten Naturschön-

---

1) U. Hegner Die Molkenkur II S. 46.
2) Sainte-Beuve Causeries VIII p. 338.

heiten habe[1]). Selbst ein Nicolai zeigt sich von dem allgemeinen Enthusiasmus ergriffen. Auf der Reise von Wien nach München schreibt er[2]): „Die großen Scenen der Natur machen einen Eindruck, den kein menschliches Schauspiel erreicht; nirgends aber sind sie majestätischer als in bergigten Ländern, und nirgends könnten sie für die Naturwissenschaft lehrreicher werden als daselbst, weil ihre Wirkungen so groß und abstechend sind. Aber nur wenigen ist das Herz zur Empfindung geöffnet und wenigen sind Auge und Geist zu Betrachtungen geschärft." So einleuchtend war also damals bereits auch dem nüchternsten Sinne die Schönheit der Gebirgslandschaft geworden, die ein halbes Jahrhundert früher nur wenige Auserwählte zu erkennen vermocht hatten.

Daß diejenigen Männer der ältern Generation, die von dem neuen Geist unberührt geblieben waren, auch an dem ältern Naturgefühl festhielten, ist vollkommen verständlich. Göthes Vater war unzufrieden, daß der Sohn auf der Höhe des Gotthard umgekehrt war, ohne nach Italien hinabzusteigen. „Besonders auch konnte er keine Theilnahme an jenen wilden Felsen, Nebelseen und Drachennestern im mindesten beweisen. Nicht im Gegensatz, aber gelegentlich ließ er doch merken, was denn eigentlich an alle dem zu haben sei; wer Neapel nicht gesehen, habe nicht gelebt"[3]).

Die vereinzelten Stimmen aber, die aus der Mitte der jüngeren Generation gegen den Enthusiasmus für die Gebirgslandschaft laut wurden, erhoben sich in dem Bewußtsein, daß man mit der herrschenden Ansicht im Widerspruch stehe. Zu den

1) Sainte-Beuve Causeries IV p. 284.

2) Nicolai Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im J. 1781 VI S. 465.

3) Göthes Werke 22 S. 387.

Gegnern des neuen Naturgefühls gehörte Hegel (geb. 1770), als er 1796 die Berner Hochlande durchwanderte[1]). Auf dem Wege von „Hinterlaken" nach Lauterbronnen, hatte „die Enge der Thäler, wo ihm durch die Berge alle ferne Aussicht benommen wurde, etwas einengendes, beängstigendes für ihn. Er sehnte sich immer nach Erweiterung, nach Ausdehnung, und sein Blick stieß immer an Felsen an; das ewige Geräusch der zwei Litschenen machte ihm Langeweile." Auf der Scheidegg machte der volle Anblick der Jungfrau und der beiden Aiger „schlechterdings nicht den Eindruck, erregte nicht das Gefühl von Größe und Erhabenheit, den wir erwartet hatten." Der Besuch der Grindelwaldgletscher gab ihm weiter keine Befriedigung, als die, jetzt einen Gletscher aus unmittelbarster Nähe gesehn zu haben. Von der Gegend um das Grimselhospiz sagt er: „Weder das Auge noch die Einbildungskraft findet auf diesen formlosen Massen irgend einen Punkt, auf dem jenes mit Wohlgefallen ruhen, oder wo diese Beschäftigung oder ein Spiel finden könnte. — Der Anblick dieser ewig todten Massen gab mir nichts als die einförmige, und auf die Länge langweilige Vorstellung: es ist so." Ueberhaupt erregte auf der ganzen Reise nichts sein Interesse und seine Bewunderung als die Wasserfälle, und er scheint sehr zufrieden gewesen zu sein, als er die für ihn so genußarme Wanderung beendet hatte, und „gegen Lucern hin zum ersten Mal wieder über die schöne Spiegelfläche des Sees niedrigere Hügel erblickte, die unserm Auge, das bisher theils erhabene theils graue und traurige Berge und fast nie eine weite Aussicht gehabt hatte, sehr wohl thaten."

Doch dieser Widerspruch eines eigenartigen, der Anempfindung energisch und vielleicht mit einem gewissen Trotz widerstrebenden

1) Tagebuch der Reise in den Berner Oberalpen in Rosenkranz Hegels Leben S. 470—490.

Geistes gegen eine herrschend gewordene Richtung blieb unbekannt, denn Hegels Tagebuch war nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Einen lauten Protest gegen die Bewunderung der Gebirgslandschaft erhob 1805 Chateaubriand in seinem voyage au Mont Blanc. Er habe, so beginnt er, viele Gebirge in Amerika und Europa gesehn, und ihm habe es immer geschienen, daß man in ihrer Beschreibung über die Wahrheit hinausgehe; der Besuch von Chamouny habe diese Ueberzeugung nur bestätigt. Seine Ansicht ist folgende: wie es keine schöne Landschaft ohne einen Hintergrund von Bergen gibt, so gibt es auch keine das Auge und Herz befriedigende, wo es an Raum und freier Aussicht mangelt; dies ist aber immer im Innern der Gebirge der Fall. Man ist dort den Gegenständen so nahe, daß die Größe der Dimensionen dem Blick nicht wahrnehmbar wird, und zugleich sind die Berge so riesenhaft, daß sie alles, was ihnen zum Schmuck dienen könnte, vernichten. Ferner haben die Schneeflächen der Alpen den Nachtheil, daß sie die ganze Umgebung, sogar das Blau des Himmels dunkel machen. Man sieht in den Bergen zu wenig vom Himmel, der gleichsam die Leinwand ist, auf welche die Natur die Landschaft malt, wo er fehlt, wird das Bild wirkungslos und verworren: die Maler haben dies sehr wohl gefühlt und daher die Berge nur von ferne gezeigt, indem sie Wälder und Ebenen vor dem Auge ausbreiteten. Nur der Mondschein läßt die Majestät der Gebirgslandschaft zur Erscheinung kommen. Wenn aber hiernach das Großartige (le grandiose) und die auf ihm beruhende Erhabenheit im Innern der Gebirge verloren geht, so fehlt das Anmuthige eben so sehr. Die Thäler der Schweiz kann man nur vergleichsweise angenehm finden. Das Gefühl, das man in den Bergen empfindet, ist ein sehr peinliches, verursacht durch ihre Rauhheit und Unfruchtbarkeit. Die Thäler, nach denen Vergil sich sehnt, um der Ge-

meinschaft der Musen theilhaft zu werden[1]), sind angenehme lachende, reizende, die Wälder schöne Eichen-, Ulmen-, Buchen-, nicht traurige Tannenwälder, und sein Thal soll in einer Gegend liegen, wo es schöne poetische und historische Erinnerungen und harmonische Namen gibt: er würde wenig Gefallen an dem Thal von Chamouny, seinen Gletschern und Nadeln, an den Felsen der Tête noire gefunden haben. Das Alterthum, auf das man sich stets berufen muß, wo es sich um die Wahrheit der Empfindungen handelt, dachte nicht wie Rousseau über die Berge: es stellt sie im Gegentheil als den Aufenthalt des Schmerzes und der Verzweiflung dar, womit auch die heil. Schrift übereinstimmt.

Zum Schlusse bemerkt Chateaubriand nochmals, daß die Berge für den Hintergrund der Landschaft unentbehrlich seien: „Ihre beschneiten Häupter, ihre nackten Flanken, ihre riesigen Glieder, scheußlich (hideux) wenn man sie aus zu großer Nähe betrachtet, sind bewundrungswürdig, wenn sie sich auf dem Grunde eines dunstigen Horizontes runden und in einem flüssigen vergoldeten Lichte färben." — „Nur verlange man nicht von mir, daß ich die langen Felsgrate, die Schluchten, die Spalten, die Löcher, die Windungen der Alpenthäler bewundern soll."

Mit vollem Recht beruft Chateaubriand sich auf die Alten. Denn in seinem mit so überraschender Einseitigkeit und Schroffheit ausgesprochenen Widerstreben, die Schönheit der Alpenlandschaft anzuerkennen, stimmt sein Naturgefühl durchaus mit dem klassischen überein. Worauf aber dieser Gegensatz des klassischen und romantischen Naturgefühls hauptsächlich beruht, ergibt sich aus der bisherigen Erörterung; sie zeigt, daß das Naturgefühl wesentlich durch die Natur bestimmt wird, innerhalb welcher es

1) Verg. G. II 485.

sich bildet. Wenn sich die Bewundrung des Gebirges viel früher in Gebirgsländern, wie in der Schweiz und Schottland, nachweisen läßt, als in der Ebene; und wenn es sich zeigt, daß die Bewohner der letztern von den neuen Eindrücken der Gebirgslandschaft anfangs keineswegs angezogen wurden, und nur allmählich das Verständniß derselben gewonnen haben: so ist um so begreiflicher, daß die Menschen des Südens von der Alpennatur zu allen Zeiten geradezu abgestoßen werden mußten. Der Abstand des Naturgefühls der Alten von dem unsrigen beruht also in diesem Punkte nicht auf dem Gegensatze zwischen antik und modern, sondern auf dem Gegensatze zwischen südlicher und nordischer Natur: und wenn dies richtig ist, muß das Naturgefühl der heutigen Bewohner Italiens und des Südens überhaupt mit dem der Römer übereinkommen. Ihrem durch eine so viel reichere Naturschönheit verwöhnten Auge erscheint das Gewaltige des Hochgebirgs ungeheuer und erdrückend, das Ernste finster und trostlos, das Wilde grauenhaft und entsetzlich: und Aeußerungen in diesem Sinne wird man in der Schweiz von gebildeten Italienern oft, wo nicht in der Regel vernehmen können.

Selbst Nordländer, die längere Zeit den vollen Zauber der südlichen Natur empfunden haben, sehen das Hochgebirge nicht selten bald mit dem Blick der südlichen Menschen an. Auch in dem schönen, bei uns noch so erstaunlich wenig gekannten Buche von Victor Hehn über Italien[1]), wo der Eindruck der italienischen Landschaft mit dem tiefsten Verständniß aufgefaßt, und mit der vollendetsten Meisterschaft wiedergegeben ist, hat diese Versenkung in die Natur des Südens eine Art von Abneigung gegen die Schweiz zur Folge gehabt. „Hart und gewaltsam sind in diesem Lande auch die Hochgebirge aufgethürmt, hoch oben öde

1) Italien. Skizzen und Streiflichter. St. Petersburg 1867.

und sumpfige, mit kurzem Gras bewachsene, bald geneigte, bald in sich muldenförmig vertiefte Flächen tragend; von ihren obern Kanten laufen die traurigen Halden, lange Streifen grauen Steingerölles ins Thal; Nebel und Wolken hangen an den Flanken und Steinrippen, wie die Wolle am Bauch des Widders, senken sich zu den schwarzen Fichtengürteln nieder und steigen wieder verhüllend und wogend aufwärts zu den kalten Schneekuppen. Ein Bild form- und schrankenloser Gewalten, beängstigende Zeugen uralter elementarer Kämpfe und Naturrevolutionen“ [1]! In der Gebirgsbildung Italiens dagegen ist „der harte Eigensinn, die aufthürmende cyclopische Wuth getilgt; in Gestalten und Profilen herrscht eine reife Milde, plastischer Schwung, weicherer Wellenfluß, der aber den Ernst, die Bestimmtheit und Energie nicht ausschließt.“ Am Südabhange der Alpen „treten jene geschlossenen Bergbilder auf, deren Anordnung und Conturen den Auge die reinste Befriedigung gewähren;“ in fließender Linie, bequem und heiter, bald scharfkantig gegen den Hintergrund des Himmels abgeschnitten, bald wie ein unbeweglich schwebender lichtgetränkter Duft liegt der Hauptzug in der Ferne gelagert und sendet am Bande schmaler niedriger Landzungen blaue, malerische, schwimmende Vorgebirge ins Meer.“ „Zwischen Felsabstürzen liegen die runden Golfe eingeschlossen, gefüllt mit azurnem und smaragdgrünem Meerwasser; im Gebiet der vulkanischen Bildungen sind die ganz stillen und runden Seeen wie eingeschlossene Edelsteine in die alten Kraterränder eingesenkt“ [2].

„Während die Luftperspective in der mehr atmosphärischen Natur des Nordens die Formen stumpf, die Farben schmutzig, die Schatten schwer und trübe macht, nimmt hier das feinere

---

1) Italien. Skizzen und Streiflichter. S. Petersburg 1867 S. 3.
2) S. 51 ff.

krystallene Medium allem Körperlichen die Schwere und gibt den Dingen zugleich Bestimmtheit und Leichtigkeit." „Mit reinerem Glanze als die Ost- und Nordsee leuchtet auch das Meer, nach Farbe und Ansehn unendlich variirt, bald röthlich angehaucht mit silbernen Rändern, bald wallend wie schwerer Seidenstoff, in Höhlen oder im Schatten der Uferfelsen wie flüssiger Ultramarin oder Smaragd und unter Ruderschlägen in funkelnden Tropfen blitzend." „Das unbeschreibliche Farbenspiel der Abendröthe verklärt Himmel und Erde in den feinsten Abstufungen und leisesten Uebergängen vom hellsten Rosenroth bis zum glühendsten Purpur und dunkelsten Violet." Wer Italien gesehn hat, begreift es vollkommen, daß die Erinnerung an „jene Linien der Berge, jene reiche Modellirung des Bodens und der braunen Erde, die luftgefärbten Felsenufer, das klingende Meer, die Meteore des Himmels, die ganze Harmonie und stille Selbstgenügsamkeit der klassischen Gegenden denjenigen, der sie genossen und verstanden, nicht verläßt, und häufig für die relativen Reize der nordischen Natur unempfänglich macht."

Daß in der That die Gewöhnung an die Natur des Südens eine ursprünglich vorhandene Empfänglichkeit für die Gebirgslandschaft sogar in Abneigung verwandeln kann, dafür liefert Winckelmann ein sehr auffallendes Beispiel. Der erste Anblick der Tiroler Alpen machte auf ihn den größten Eindruck. Man hat nichts wunderbares, nichts erstaunendes gesehen, schreibt er am 7. December 1755, wenn man nicht dies Land mit denjenigen Augen, mit welchen ich es betrachtet habe, gesehen hat. Er nennt die Berge „erschrecklich schön" (20. December 1755). In Tirol „zeigt sich die Mutter Natur in ihrer erstaunenden Größe, und der Ueberfluß herrscht zwischen den ungeheuren Klippen. Es ist ein Land der schönen Menschen, und Botzen besonders. Sollte ich einmal zurückgehen, so unterbreche ich ge-

wiß in dieſem Lande meine Reiſe, um entzückende Augenblicke zu genießen.“ (1. Juli 1756). Doch ſogleich hatte er ſich von dem Zauber des Südens ergriffen gefühlt, als er den erſten Frühling in Rom erlebte, das er von ſeiner Wohnung auf Trinita de' Monti in ſeiner ganzen Pracht vor ſich ausgebreitet ſah. „Es iſt nicht zu beſchreiben, wie ſchön die Natur in dieſem Lande iſt, man gehet in ſchattigen Lobeerwäldern und in Alleen von hohen Cypreſſen und an Gatterwerken von Orangerien an eine Viertelmeile weit in etlichen Villen, ſonderlich in der Villa Borgheſe. Je mehr man Rom kennen lernt, je beſſer gefällt es (5. Mai 1756).“ Dann beſuchte er die Campagna, „Frascati, Marino, Albano und Genzano, Orte, wo die Natur alle ihre Schätze und Schönheiten verſchwenderiſch ausgeſtreuet hat“ (1. Juli 1756). „Sobald man aus der öden und verlaſſenen Gegend um Rom heraus iſt, ſo kommt man in die herrlichſten Gegenden von der Welt, welche etwas gebirgig ſind. Man gehet von einem Orte zum andern in lauter Lorbeerwäldern. Die Schönheit der Natur iſt unbeſchreiblich“ (7. Juli 1756). Neapel entzückte ihn weniger als Rom, obwohl er das Land bis Salerno eine Gegend nennt, die ſich niemand ſchöner bilden kann (26. April 1758). Doch fand er, Neapel ſei ein Ort, welcher bei dem erſten Anblick bezaubert, aber mit der Zeit, wenn die Neuigkeit vorbei, ziemlich gleichgültig wird. „In Rom aber iſt die Natur ſo mannigfaltig, ſo entzückend, daß es immer neu bleibt, und die Spaziergänge ſind in einer ſolchen Menge, daß auch außer den himmliſchen Villen auf jeden Tag im Jahr ein neuer Gang könnte genommen werden“ (Mai 1758). Dagegen die Küſte von Latium behielt für ihn immer den gleichen Reiz: Nettuno „das ſchönſte Geſtade an dem mittelländiſchen Meer“ (16. Juli 1764), vor allem aber die „elyſiſche Gegend“ von Porto d'Anzo (8. April 1767). „Dies iſt der Ort meiner Seligkeit,“ ſchreibt er

an Franke (6. Februar 1768), „und hier wünschete ich Sie, mein Freund, zu sehen, und mit Ihnen längs dem stillen Ufer der See, unter dem mit Myrten bewachsenen hohen Gestade sorgenlos zu schleichen, und auch wenn das Meer wüthet und tobt, dasselbe unter einem Bogen des alten Tempels des Glücks oder von dem Balkon meiner Zimmer selbst ruhig anzuschauen. Ein solcher monatlicher Aufenthalt und Geist und Herz stärkender Genuß der schönen Natur und der Kunst überwieget den Glanz aller Höfe und ihres geräuschvollen Getümmels."

Zwölf Jahre lang hatte sich Winckelmanns Auge an den Bildern der italienischen Landschaft gesättigt, und als er Tirol im Frühling 1768 wiedersah, vermochte er auch nicht einmal „relative Reize" mehr in der Alpenlandschaft zu erkennen. „Als er mit Cavaceppi eine Stunde in die Tiroler Berge eingefahren war, bemerkte dieser plötzlich, daß Winckelmanns Züge einen ganz veränderten Ausdruck angenommen hatten. Er rief: Sehen Sie, mein Freund, was für eine entsetzliche schaurige Landschaft! Diese unermeßlich emporsteigenden Berge [1])"! Was ihm früher schrecklich schön erschienen war, erschien ihm jetzt nur schrecklich. Welche Ursachen immer zu der überwältigenden Schwermuth zusammen wirkten, die ihn beim Betreten des deutschen Bodens ergriff: daß auch die gänzliche Umwandlung seines Naturgefühls dazu gehörte, kann wohl nicht zweifelhaft sein.

Soweit der Charakter der Natur in Südeuropa im wesentlichen derselbe ist, dürfte auch das durch sie bestimmte Naturgefühl der Südländer ein übereinstimmendes sein. Fernan Caballero sagt von der Aussicht von Carmona in Andalusien:

---

1) Justi Winckelmann II² S 427.

„Die Pracht und das überraschende dieser Aussicht würden in andern Ländern eine allgemeine Berühmtheit und einen weit verbreiteten Ruf haben, und tausend Mal in Novellen wie in Gedichten beschrieben sein. Allein in Spanien ist der Geschmack wie die Leidenschaft für landschaftliche Schönheiten wenig verbreitet; man pflegt dieselben zu bewundern, ohne daß an dieser Empfindung Herz oder Enthusiasmus Theil hätten. Eine Aussicht, wie schön dieselbe auch sein mag, pflegt man, so zu sagen, in klassischer, nicht romantischer Weise zu würdigen“ [1]). Nach diesem Ausdruck darf man wohl vermuthen, daß der hier angedeutete Mangel an Naturgefühl in der That nur ein Mangel an romantischem Naturgefühl ist.

Was endlich das Naturgefühl der Orientalen betrifft, so dürfte es dem der südeuropäischen Völker um so viel näher stehn als dem der Nordländer, wie ihre Natur der südeuropäischen verwandter ist als der nordischen. Polack [2]) erwähnt die Vorliebe der Perser für fließendes Wasser, Bäume und Gärten. „Doch darf man sein Entzücken nicht in dem Sinne auffassen, daß er sich für die Schönheiten und Phänomene der Natur lebhaft interessire, das ist keineswegs der Fall. Ein Vulkan, eine mit Schnee bedeckte Bergkette, eine eigenthümliche Formation der Berge und Thäler erregt kaum seine Aufmerksamkeit, er huldigt auch hier dem nil admirari. Der Baum und das Bächlein machen nur in sofern einen besonderen Eindruck auf ihn, als er dort Kühlung, die gewünschte Ruhe und die Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse findet. Was wir Naturschönheiten nennen, dagegen verhält er sich vollkommen gleichgültig.“ — Die Schilderung des Paradieses im Koran hat große Aehnlichkeit mit den

1) F. Caballero ausgewählte Werke Bd. 6 S. 10.
2) Polack Persien (1865) I S. 91 f.

Schilderungen des Elysium bei den Alten, namentlich der andeutenden Vergils, der nur die schattigen Haine, die Lager an Flußufern und die von Bächen erfrischten Wiesen hervorhebt[1]). Die vier für die Seligen des Islam bestimmten Gärten sind mit Bäumen geschmückt, deren dunkelbelaubte, weitverbreitete Zweige dichten Schatten geben, in denen stets wasserreiche Quellen strömen, und wo Früchte aller Art sind, die tief herabhangen, so daß sie von den auf prächtigen Polstern ruhenden Seligen leicht gepflückt werden können[2]).

Die älteste mir bekannte Anwendung des Worts romantisch zur Charakteristik von Naturscenen findet sich in Addisons Remarks on several parts of Italy etc. in the years 1701—1703[3]). Bei der Reise von Marseille nach Genua zu Schiffe im December 1699 überraschte ihn der Anblick der Hügel in der Umgebung des kleinen Hafens Cassis, die mit Olivenpflanzungen und schönen Gärten bedeckt eine Fülle von angenehmen Aussichten (pleasing prospects) boten, während man in einiger Entfernung die Einöde sah, wo der Sage nach Maria Magdalena zwischen einsamen Felsen und Bergen den Rest ihres Lebens vertrauert hatte: it is so romantic a scene, that it has always probably given occasion to such chimerical relations. Wenn hier das Prädikat „romantisch" als eine ganz objektive Bezeichnung des wilden und phantastischen ohne eine Beimischung des Wohlgefallens erscheint, so läßt dagegen der Gebrauch des Worts in Thomsons Jahreszeiten (1729) kaum einen Zweifel, daß der Dichter sich von den als romantisch geschil-

---

1) Vergil. VI 673—677.
2) Koran deutsch von Ullmann, 55. u. 76. Sure.
3) London 1761.

derten Scenen angezogen fühlt. Der Liebende, heißt es Spring 1025

restless runs
To glimmering shades and sympathetic glooms
Where the dun umbrage o'er the falling stream
Romantic hangs.

und Autumn 789

and here a while the Muse
High hovering o'er the broad cerulean scene
Sees Caledonia in romantic view.

(vgl. oben S. 17). Vielleicht ist der Gebrauch des Worts in der deutschen Litteratur zunächst durch die Uebersetzer Thomsons eingebürgert worden, wofür auch die unten folgende Angabe zu sprechen scheint: dagegen dürfte die Form romanisch aus dem Französischen (romanesque) stammen, das auch Saussüre hat. Kant gebrauchte diese; wenn in der Ausgabe von Schubert und Rosenkranz XI 1, 224 in einer Anmerkung über Cervantes romantisch steht, so habe ich mich durch Einsicht in das damals in Schuberts Besitz befindliche Originalmanuscript überzeugt, daß Kant auch dort unzweifelhaft romanisch geschrieben hat. (Vgl. den S. 31, 1 angeführten Aufsatz.) In seinen Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen (1764) nennt Kant die Ritter des Mittelalters „eine seltsame Art heroischer Phantasten, welche Abenteuer aufsuchen, Turniere, Zweikämpfe und romanische Handlungen" (Werke IV 461—463); in einer Anmerkung zu dieser Abhandlung (IV 407) sagt er: „In sofern die Erhabenheit oder Schönheit das bekannte Mittelmaß überschreitet, pflegt man man sie romanisch zu nennen."

Der Güte des Herrn Dr. S. Hirzel verdanke ich folgende Mittheilung:

„Die früheste Stelle (in der deutschen Litteratur) in der das Wort „romantisch“ vorkommt ist, so viel ich bis heute mit Tobler und Hildebrand ermitteln konnte, vom Jahre 1740. In der Fortsetzung der kritischen Dichtkunst von J. J. Breitinger heißt es S. 283: „Je mehrdergleichen Beiwörter in einer Redensart sind, desto schöner und wahrhaftig romantisch ist sie auch.“ Bei Göthe kommt das Wort in einem der Leipziger Zeit angehörenden Briefe vor: „Wenn Ihr kleines Stübgen, das so oft der Zeuge unsrer seeligen Trunkenheit war — — wenn diese liebe romantische Höhle nun auch künftig den Schauplatz der Freuden eines neuen Liebhabers abgiebt“ — — (Schöll, Briefe und Aufsätze S. 25).

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Göthe das Wort aus Toblers Uebersetzung von Thomsons Jahreszeiten, die zuerst 1765 (Zürich) erschien, gekannt hat. Hier zu suchen, fiel mir zuerst ein. Wenn Thomson Spring 1028 sagt oder sonst where the dun umbrage o'er the falling stream romantic hangs — so übersetzt Tobler: „wo die schwarzbraune Umlaubung romantisch über den fallenden Strom hängt.“ Brockes in seiner Uebersetzung 1744 sagt dafür romanisch. Auch die Stellen von Thomson Summer 459 und Autumn 880 sind von Tobler „romantisch“ übersetzt. Bei Adelung kommt das Wort 1777 vor, den englischen Ursprung scheint er aber nicht gekannt zu haben, sondern erinnert an das französische romanesque.“

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

89046888947

b89046888947a